

Jesu irritierende Gottrede. Eine Schulung für Prediger

Manchmal müssen sie richtig weh getan haben, die Gleichnisse Jesu. Unsere über Jahrhunderte hinweg kirchlich sozialisierten Ohren sind vermutlich viel zu verstopft, um das noch zu spüren; unser Jesusbild gewöhnlich viel zu sanft, unsere Erwartung viel zu gedämpft und unsere orthodox korrekt zugeschnittenen Vorstellungen viel zu verfestigt. Seine ursprünglichen Zuhörer dagegen dürfte der junge Mann aus Nazaret ziemlich irritiert haben, manche vielleicht sogar erschreckt mit dem, was er in lockeren Geschichten von Gott erzählt hat. Vermutlich haben sich viele abgewandt und sich gesagt: Nein, mit einem solchen Gott wollen wir nichts zu tun haben. Da bleiben wir lieber bei dem, was in unseren Schriften steht und was uns unsere Lehrer erklärt haben. Dafür ein paar Beispiele.

Das Senfkorn – in den Garten geworfen (Lk 13,18f)

Ich beginne mit dem Senfkornvergleich. Es hat Karriere gemacht. Und das war vielleicht sein Tod. Es ist als Katholikentagsschlagler in das Liedgut der Gottesdienste eingegangen: ein großartiger Erfolg, aber das »Aus« für seine – ursprünglich – verrückte Metaphorik. Ich übersetze die Fassung nach Lk 13,18f: *Er sprach also: Wem ist es gleich, das Königtum Gottes, und womit soll ich es vergleichen? Ähnlich ist es einem Senfkorn, das ein Mensch nahm und in seinen Garten warf. Und es begann zu wachsen und wurde zu einem Baum. Und die Vögel des Himmels ließen sich häuslich nieder in seinen Zweigen.*

Um die Provokation dieser scheinbar harmlosen Geschichte wenigstens ein wenig nachempfinden zu können, müsste man als Erstes auf den Erfahrungsschatz der Bauern zur Zeit Jesu zurückgreifen, als Nächstes die damals bekannten Erzählungen von den Königsbäumen lesen – und sich dann die Geschichte verfilmt vorstellen. Vermutlich wären diese drei Schritte auch für die Hörer heutiger Prediger gar nicht so uninteressant. Über das Senfkornvergleich selbst bräuchte man dann eigentlich gar nicht mehr zu predigen. Das würde (fast) selbstredend wirken. Man müsste es nur gut vorlesen. Oder von einem geübten Sprecher vorlesen lassen.

Also erstens die Bauernregel. Bauern zur Zeit Jesu wissen: Hüte dich vor der Senfstau! Das ist das schlimmste Unkraut, das man sich vorstellen kann. Ist erst einmal ein Körnchen auf deinem Acker oder gar in deinem Garten aufgegan-

gen, dann wächst es rasend schnell und nimmt den anderen Pflanzen Licht und Nährstoff. Und noch dazu: Wenn es erst einmal Samen geworfen hat, ist an »Ausrottung« nicht mehr zu denken. So steht es im umfassendsten Naturkundelexikon der Antike aus der Feder Plinius' des Älteren (19,170).

Zweitens der Königsbaum. Der Königsbaum, der die Größe und Macht der Gottesherrschaft präsentieren und optisch ins Bild setzen soll, ist in Jesu Geschichte nicht von edlem Gehölz, stammt nicht, wie die jüdische Tradition es will, aus dem Libanon, ist kein Setzling der stolzen Libanonzeder, von Gott dort abgezwickelt und in Zion eingepflanzt (Ez 17,22–24). Vermutlich haben die Zuhörer bei der langen Vorrede (Wem ist es gleich, das Königtum Gottes, und womit soll ich es vergleichen?) genau darauf gewartet. Aber nein: Das Königtum Gottes ähnelt nach Jesus einer Senfkornstaude, die niemals die Höhe und Grazie einer mächtigen Zeder erreichen kann, aber trotzdem die Funktion des Weltenbaums wahrnimmt: gastlich für alle, die in seinen Zweigen Wohnung nehmen (und sich in seinem Schatten ausruhen: so Mk 4,32) wollen.

Für Theologen gesprochen: Das ist ein Bruch mit der Tradition. Das ist eine Frechheit! Da wird das Bild vom Königtum Gottes neu gemalt. Es passt nicht zu den geprägten Mustern, nicht in die etablierte Traditions-Galerie. Vermutlich hatten Jesu Hörer, und das war wohl beabsichtigt, bei der Erzählung von diesem Senfkorn-Unkraut-Baum die kleine Truppe vor Augen, die mit Jesus durchs Land zog: ohne festen Wohnsitz, ohne dauerhafte-Erwerbsquelle, aber immer gut gelaunt und wohlgenährt. Fischer, die ihre Netze hinter sich gelassen hatten, Zöllner, die ihre Türen geöffnet hielten, Kranke, die in diesem Ambiente Linderung und Heilung fanden. Das war der sichtbare Königtum-Gottes-Baum – mitten im Alltag von Galiläa. Da fehlte schlichtweg alles, was man auf Grund der altehrwürdigen Traditionen erwartet hätte: Tempel und Königspalast, Berg Zion und Jerusalem, die Edlen des Volkes, der Hohepriester ... Wahrscheinlich wurde Jesus mit seiner mickrigen Truppe, für die er »Gottesherrschaft-Präsenz« behauptet hat – »die Zwölf« als Realsymbol für die gegenwärtig anwesende Gottesherrschaft – in Galiläa entsprechend belächelt. Aber er hatte gerade mit dem Senfkorn-möchte-gern-Königsbaum noch einen Trumpf der besonderen Art zu bieten: So hartnäckig ausbreitungsvital wie ein Senfkorn, wenn es denn Fuß gefasst hat, wird auch diese Gottesherrschaft-Truppe sein, in der Jesus den Beginn des Neuen Zeitalters sah. Man mag sie belächeln. Über ihre Unkraut-Unverwüstbarkeit wird man sich noch wundern. So ganz Unrecht hatte Jesus nicht!

Und drittens die »filmische« Umsetzung: Da wird ein Senfkorn, vor dessen Unkraut-Befall man das eigene Land tunlichst schützen sollte, wie ein Samenkorn in die Hand genommen und in den eigenen (!) Garten geworfen. Von Gott?

Der Sauerteig – in den Mehltrug versteckt (Lk 13,20f)

Auch das bei Lukas und vermutlich in der Spruchquelle (vgl. Mt 13,33) gleich angeschlossene Sauerteigsgleichnis hat es, genau besehen, in sich:

Und wiederum sprach er: Womit soll ich das Königtum Gottes vergleichen? Ähnlich ist es einem Sauerteig, den eine Frau nahm und in drei Sat Mehl hinein verberg, bis alles durchsäuert war (Lk 13,20f).

Auch in diesem Fall ist zunächst Basisinformation nötig; um die Provokation dieser Kurzgeschichte überhaupt wahrnehmen zu können: Sauerteig ist in der gesamten Antike negativ besetzt. Ganz einfach deswegen, weil er fäulniserregend ist. Er setzt Gärung in Gang, die zur Verwesung führt. Jeglicher Kontakt mit Sauerteig wirkt »ansteckend«. Der Fäulnisprozess lässt sich nicht stoppen. Wegen dieser Aggressivität sind gärende Stoffe in der Opfergesetzgebung streng verboten (vgl. Ex 23,18; Lev 2,11). Die kluge Hausfrau, die den Sauerteig jedoch griffbereit haben will, um ihn bei Bedarf ihrem Mehlteig beizusetzen und ihn durchsäuern zu lassen, muss äußerst sorgfältig vorgehen: Gewöhnlich wird der Sauerteig in einem kleinen Schälchen streng separiert von allen anderen Lebensmitteln aufbewahrt und einmal im Jahr, kurz vor Pessach (vgl. 1 Kor 5,7), entsorgt und dann neu angesetzt. Schon ein ganz klein wenig Sauerteig genügt, um eine große Menge Mehl zu durchsäuern (vgl. 1 Kor 5,6; Gal 5,9).

Und nun erneut der Versuch einer »filmischen« Umsetzung der Jesusgeschichte: Eine Frauenhand nimmt das Schälchen Sauerteig, das streng getrennt von allen anderen Lebensmitteln in ihrer Vorratskammer steht, geht damit zu ihrem Mehltrug mit dem Vorrat für das ganze Jahr, öffnet ihn, gräbt den Sauerteig ganz unten ein und streicht die Oberfläche wieder glatt, damit niemand etwas merkt. Alles ist wie immer. Aber im Mehltrug gärt es. Der Teig für ein Fest, bei dem Brot für das ganze Dorf gebacken werden kann,¹ ist im Entstehen. Es war die Frauenhand, die alles geschickt in Gang gesetzt hat. Gehört sie Gott selbst?

Der Same – unter die Dornen geworfen (Mk 4,1–8)

Es war Joachim Jeremias, der mit seinem Gleichnisbuch Generationen von Studierenden und späteren Predigern geprägt hat, auch in einzelnen Details, etwa der Behauptung, in Palästina würde zuerst gesät und dann gepflügt. Der Weg, den die Dorfbewohner getrampelt haben, wird eingepflügt – nach dem Säen; den Dornen geht es nicht anders. So ist es gleich auf den ersten beiden Seiten des Buches zu lesen. Aber dafür gibt es – außer der Behauptung von Jeremias – keine Belege. Es ist umgekehrt: In der alttestamentlichen Tradition findet sich die Bauernregel, die das Gegenteil rät: »Sät nicht unter die Dornen!« (Jer 4,3).

1 3 Sat sind ungefähr 40 Liter. Diese Menge Mehl reicht, je nach Qualität und Mischung, für 90–160 Pfund Brot.

Hat man diese Regel im Ohr, dann hört man das Sämannsgleichnis (Mk 4,3–8) gleich ganz anders:

3Hört! Siehe, herauskam der Sämann, um zu säen. 4Und es geschah: Beim Säen fiel das eine auf den Weg, und es kamen die Vögel und fraßen es auf. 5Und ein anderes fiel auf Felsiges, wo es nicht viel Erde hatte. Und sofort ging es auf, weil es keine Tiefe (in) der Erde hatte. 6Und als die Sonne aufging, wurde es verbrannt. Und weil es keine Wurzel hatte, verdorrte es. 7Und ein anderes fiel in die Dornen. Und die Dornen stiegen hoch und erstickten es. Und es gab keine Frucht. 8Und andere fielen auf die gute Erde, stiegen hoch, wuchsen und gaben Frucht. Und es brachte eines dreißigfach und eines sechzigfach und eines hundertfach.

Da verhält sich ein Bauer völlig unprofessionell. Er tut etwas, was erfahrungsgemäß völlig umsonst ist: Er sät unter die Dornen, auf den Weg, auf den Felsen. Jeder nur einigermaßen mit der Landwirtschaft Vertraute wird sagen: völliger Blödsinn! Kein Wunder, dass nichts aufgeht. Das hätte man nicht erst lang und breit erzählen brauchen. Für Professionelle bringt diese Geschichte nichts Neues. Das haben sie schon immer gewusst.

Genau. So ist es. Und gerade deshalb erzählt Jesus diese Geschichte. Schildert den unvernünftigen Sävorgang und seine Folgen in aller Ausführlichkeit. Für den, der hören kann, ist zweierlei auffällig: Erstens wird das ganz Normale, dass nämlich der Same auf gutem Erdreich aufgeht und vielfältig Frucht bringt, zum Sonderfall. Man sollte darüber eigentlich staunen. Und zweitens werden die ineffizienten Sonderfälle zu den eigentlichen Beobachtungsobjekten: der Same, der unter die Dornen fällt, auf den Weg und auf den Felsen. Auch wenn das Ergebnis – wie nicht anders zu erwarten – gleich Null ist, wird der Prozess nach dem Säen geradezu hingebungsvoll geschildert: der verheißungsvolle Anfang trotz der schlechten Bedingungen; die übermächtigen Gegenkräfte, die den Kampf ums Überleben einfach unmöglich machen. Der Erzähler schenkt diesen Vorgängen höchste Aufmerksamkeit. Normalerweise werden sie weder beobachtet noch beachtet, geschweige denn: geachtet. Im Normalfall wird ja nicht einmal dieses Experiment gestartet. Hoffnungslosen Fällen wird von vornherein keine Chance gegeben. So ist es vernünftig. So ist es professionell.

Wer die Bauernregel im Kopf hat und Jesu Geschichte vom unvernünftigen Sämann bis zum Ende anhört, sollte eigentlich nachdenklich werden. Spricht der, der hier erzählt, von sich selbst, von seinem Umgang mit Menschen? Oder spricht er gar von Gott? Schaut Gott so auf die Menschen? Beobachtet er so hingebungsvoll ihr Bemühen und ihre Kämpfe? Zählt für ihn nicht einfach das Ergebnis, sondern hat er einen sensiblen Blick für die schlechten Ausgangsbedingungen, für das Abmühen, für den Prozess eines vergeblichen Kampfes, so dass es am Ende auf dem guten Erdreich zwar viel Frucht gibt – aber auch die Erinnerung bleibt an große Bemühungen, an anstrengende Kämpfe und trau-

rige Niederlagen? Fruchtlos zwar, aber im Gedächtnis gespeichert. Ist das der Blick Gottes?

Gott entdecken lassen – nicht über ihn reden

Über die irritierenden Gottesassoziationen hinaus ist an Jesu Gottesrede zusätzlich verblüffend, dass er, wie etwa im Sämannsgleichnis, von Gott spricht, ohne das Wort »Gott« in den Mund zu nehmen. Dadurch wird ein besonderer Effekt erzielt: Die Hörer dürfen, wenn sie wollen, Gott entdecken. Und diese Entdeckungsreise führt sie mitten in ihren eigenen Alltag hinein. Ausgangspunkt für die Gotteserkenntnis sind ganz alltägliche Vorgänge, wie eben der Sävorgang. Sie werden von Jesus provokativ auf den Kopf gestellt. In seiner Sämannsgeschichte handelt es sich scheinbar gegen jeden Erfahrungswert. Wer darüber nicht nur den Kopf schüttelt und weggeht, sondern weiter zuhört, kommt vielleicht darauf, dass Jesus von einem anderen erzählt; von einem, der die normalen, an Effizienz orientierten Verhaltensweisen missachtet und sein Handeln von anderen Kriterien leiten lässt, die plötzlich ganz neue Seiten an der Wirklichkeit entdecken lassen; alles in einem anderen Licht erscheinen lassen. Und schon sind die Hörer dabei, ihr eigenes Gottesbild zu hinterfragen, neu über Gott zu denken – und damit auch sich selbst und andere in einer neuen Perspektive zu sehen. Und diejenigen, die für das Gottesbildangebot Jesu Sympathie entwickeln, werden vielleicht ihren eigenen Lebensstil hinterfragen – und andere Menschen werden.

Als häufiger Predigthörer habe ich den Eindruck, dass das viele Reden über Gott – so korrekt und geistreich es sein mag – gottmüde macht. Der Prediger meint die Erwartungen seiner Hörer erfüllen zu müssen und schöpft dafür aus seinem reichen Gotteswissen. Und weil das Gottesdienst-Publikum meistens ganz still und andächtig zuhört, meint der Prediger, das Beste für seine Hörer getan zu haben. Aber er kann sich täuschen. Die immer gleichen Wahrheiten, die in oft ähnlich lautenden Formulierungen vorgetragen werden, werden die Hörer sicher nicht aufwecken, geschweige denn erregen, aber eben auch nicht gotthunrig machen.

Ich meine deshalb, dass es für Prediger eine gute Selbstkontrolle sein könnte, ihre Predigten einmal daraufhin zu überprüfen, wie oft das Wort »Gott« vorkommt; welche Aussagen damit verbunden werden; wie oft die gleiche Aussage schon in anderen Predigten genauso formuliert worden ist, obwohl eine ganz andere Schriftstelle ausgelegt wurde. Und es wäre eine genauso gute Übung, sich ein wenig an Jesus und seiner Gottesrede zu schulen: die Hörer zu überraschen, im Spiegel seiner Geschichten sie etwas Neues an Gott entdecken zu lassen; die Entdeckungsreise Jesu weiterzuführen, indem ich meinen Alltag und den Alltag meiner Hörer durchleuchte: auf Spuren Gottes hin, wie Jesus. Und mir im Übrigen immer bewusst bleibe: Gott ist sicher noch ganz anders!

Literaturhinweise

M. Ebner, Jesus von Nazaret. Was wir von ihm wissen können, Stuttgart 2012.

M. Ebner, Das Markusevangelium. Neu übersetzt und kommentiert, Stuttgart 2012.

J. Jeremias, Die Gleichnisse Jesu, Zürich 1947 (in vielen Auflagen).

R. Zimmermann (Hg.), Kompendium der Gleichnisse Jesu, Gütersloh 2007.

MARTIN EBNER